

Allgemeine Mode-Zeitung



Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

64. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stablische 6 Tblr.,
mit Stablischen 8 Tblr.

D o r l y.

Novelle

von

Ernst Frihe.

(Schluß.)

Vielleicht fühlte Günther sich seines Glückes auch zu sicher, wie seine Frau Mama und es würde ihm am Ende sehr gesund gewesen sein, wenn er in dem kritischen Schwanken Dorlys zwischen Haß und Liebe angelangt und darüber belehrt worden wäre, wie energisch das junge Mädchen einer unwürdigen Liebe Trotz bieten könne. Dieser Belehrung entging er, denn er kam nicht nach Hause, weder zu Abend, noch zur Nacht!

„Der Gräfin wegen!“ dachte Dorly als sie sehnsüchtig spät Abends im Fenster lag und unter guten Vorsätzen Eifersucht und Mißtrauen begraben wollte. Sie hatte der Mutter Günthers gelobt geduldig auszuharren, bis sich die Wolken an ihrem Lebenshorizonte entwickeln würden, aber sie hatte dagegen das Versprechen eingetauscht, bei der geringsten Herzensheilung des jungen Mannes fliehen zu dürfen. Als der neue Tag so sonnenhell vor ihr lag, da kehrte auch in ihrer Brust eine neue Hoffnung ein. Ein Bote kam in früher Stunde und meldete, daß der alte Herr eine sehr schlimme Nacht gehabt habe und der Doctor erst Mittag zurückkommen werde. „Also nicht der

Gräfin wegen!“ dachte sie, fröhlich vom Trübsal der Selbstquälerei kurirt.

Endlich kam Günther. Schon wie ein Vogel, der den Käfig fürchtet, obwohl er ihn mit dem Gegenstand seiner Sehnsucht vereinen soll, wich Dorly vor der Berührung seiner Hand zurück, die er ihr treuherzig darbot. Das war dem Herrn Doctor noch nicht passiert und er blickte sogleich mit forschendem Ernst in die schönen braunen Augen, die ihm sonst so hell entgegengeleuchtet hatten.

„Bist Du endlich da, mein Sohn?“ fragte seine Mutter so herzlich ihn begrüßend, daß ihm keine Zeit blieb, seinem Befremden Worte zu leihen. „Wie steht es im Schlosse? Schlecht? Aber einen ganzen Tag und eine ganze Nacht, Günther? Das ist der Berufsstreue zu viel geopfert.“

„D, hier sprachen nicht allein Berufs-, sondern auch Freundschaftspflichten,“ entgegnete Günther begeistert. „Gott sei Dank — es ist Alles, Alles gelungen und Frida empfängt am Sterbebette ihres alten Onkels den Lohn für den heldenmüthigen Entschluß, den sie in der sichern Ueberzeugung gefaßt hatte, daß ein Tag kommen werde, das Gewissen des Comthurs zu wecken. Es ist Alles gut dort oben. Die Wettsteins sind wie Nachtvögel ausgezogen und nicht wieder heimgekommen, bis auf Emil, den schlauen Diplomaten, der Wache zu halten beordert scheint.“

„Wie geht es heute mit dem Comthur?“ fragte Madame Hallström nochmals.

„Es geht zu Ende mit ihm, mein Mütterle, aber

ein Engel bewacht sein Sterbelager und fünf liebe Genien beeifern sich, ihm das Sterben heiter zu machen."

"Sind die Kinder hier? Meinst Du mit den Genien die Kinder?" fragte Dorly rasch.

Günther nickte nur mit dem Kopfe und sah sie, schelmisch lächelnd an. Das Mädchen stand schnell auf.

"Dorly sah die Gräfin kommen," referirte Madame Hallström zögernd, indem sie Dorly, die zu entschlüpfen Lust zeigte, den Weg verschränkte.

"Ja, sie ist gekommen auf meinen Ruf — ich stand Nachmittags Todesangst aus, daß sie zu spät eintreffen würde, denn ich sah das Aufflammen und Zusammenfallen der Lebensgeister unsers guten alten Herrn und fürchtete das Aergste. Gottlob, er war bei voller Besinnung und bei guter Laune, als die Gräfin eintraf. Eine Stunde später wiederholte sich der Schlaganfall und lähmte ihm die Zunge dermaßen, daß ihm nur ein unverständliches Fallen möglich wird." Günther schwieg und senkte die Stirn in seine Hand, die er auf dem Knie gestützt hielt. Nach einer Weile schauete er auf und fügte mit leicht bewegtem Tone hinzu. „Wunderbar! Seine letzten Worte, die er auf dieser Welt geredet hat, waren ein Segen für Frida —. Erkannst Du die Gräfin gleich, Dorly?" fragte er dann heiter.

Das Mädchen neigte schweigend ihr Köpfchen und senkte es gleich darauf seitwärts, um ihm die Röthe ihrer Wangen zu verbergen. Was war hier geschehen? Der Doctor blickte unruhig werdend zu seiner Mutter auf, die neben Dorly Posto gefaßt hatte und mit derselben stand, während er saß. Von einem sonderbaren Gefühle getrieben, griff er rasch nach Dorlys Hand und zog sie mit warmen Blicken die schönen Augen suchend, zu sich heran.

"Erinnerst Du Dich wohl, wie Du die Gräfin zum ersten Male im Tempel erblickt hattest und es meiner ganzen Ueberredungskunst bedurfte, um Dir's glaublich zu machen, daß es keine Fee, sondern eine Dame sei, die da hause?"

Dorly senkte die Stirn noch tiefer. Das Unrecht, welches sie Günther im Wahnsinne ihrer Eifersucht gethan, durchdrang mit ätzender Schärfe ihr Inneres und verwischte jedes fernere Mißtrauen bei dieser Frage.

"Erinnerst Du Dich, wie Du athemlos bald darauf gestürmt kamst und mir erzähltest: es weine ein kleines, ein ganz kleines Kind im Tempel?" forschte

der Doctor mit schlaudem Lächeln weiter. „Erinnerst Du Dich, daß genau zwei Jahr später plötzlich die Dame wieder erschien und daß Du athemlos darauf wartetest, ob wieder ein kleines Kind schreien werde? Erinnerst Du Dich, daß dies fünf Mal geschah, seitdem Du mit Deiner Mama in Birkenwald wohnst? Sieh Dorly, diese fünf Kinder umflattern, umgaukeln und umschwärmen jetzt ein Sterbebett. Unsere Augen Maßregeln haben bewirkt, daß die müden Augen eines sonst edeln Mannes sich ohne Sorgen schließen können. Er weiß was geschehen ist, um seine ungerechten Bestimmungen zum Segen zu verkehren. Der Schlummer des Todes schleicht langsam an ihn heran, aber er erkennt, er sieht und fühlt die Liebe, die ihn umgiebt und wenn die kindlichen Lippen von seiner Frida Kinder seine Hand leise und schmeichelnd berühren, so fliegt es wie Sonnenhelle über sein bleiches Gesicht und der Frieden der Verklärung lagert sich darauf! Das ist die Sühne von Fridas-Vergehen, womit sie sein altes Herz vor elf Jahren furchtbar kränkte — sie macht ihm die letzten Erdentage zum Himmel! Und das ist der Segen seiner Güte, womit er verziehen hat!"

"Es wäre viel besser gewesen, Günther, Du hättest uns vierundzwanzig Stunden früher in dies Geheimniß eingeweiht," entgegnete jetzt mit einigem Schmolzen Madame Hallström. „Wir sind leider auf unangenehmere Weise dahinter gekommen. Herr Emil von Wettstein hat Dorlyn eine diplomatische Visite gemacht."

"Wie? Wer?" fragte Günther auffahrend. Ein leichter Schrecken malte sich in seinen Zügen. Er kannte diesen Herrn genugsam von einer Seite, die ihn aus seiner Pascharuhe dem schönen Mädchen gegenüber aufzuschrecken vermochte.

Dorly beobachtete in stillem Entzücken dies erste Zeichen einer leidenschaftlichen Besorgniß. Sie erhielt dadurch die eigenthümliche Färbung ihres Charakters zurück, die von der seltsamen Befangenheit ihres Wesens gänzlich verändert erschien. Offener als vorhin erwiederte sie den Blick ihres Veters und sträubte sich nicht länger dem Zuge ihres Herzens zu folgen, der sie zu Günther zurückführte.

Dieser legte seine Hand um ihre Taille, indem er sich lebhaft vom Stuhle erhob und zu ihr trat.

"Hat der junge Herr mich verdächtigt, Dorly?" fragte er dicht zu ihr niederbeugt. Sie wiegte mit einem Anfluge von Schelmerei ihren Kopf. „Der

nicht, Günther, der nicht! Das hatte Deine Mutter bereits besorgt!"

"Was ist denn geschehen, Dorly? Was hat Madame Dir erzählt? Bitte, sag' mir! Ich merkte es gleich, daß in Dir etwas verstört, daß es nicht richtig war."

Dorly wurde mit einer Gluth übergossen bei dem Blicke, womit er diese Worte begleitete. Sie war nicht im Stande ihre innere Bewegung so weit zu zügeln, um heiter und gelassen antworten zu können. Madame Hallström hatte Erbarmen, nahm für sie das Wort und sagte etwas verlegen:

"Ich habe ihr von Deiner Passion für die Gräfin Frida erzählt, mein Sohn!"

Günther wendete sich ruhig zu seiner Mutter um. „Spuket denn die alte Idee noch immer in Deinem Kopfe, Mutter? Daß doch die Frauen nie hartnäckiger sind als wenn es eine Herzensangelegenheit betrifft, die sie fürchten! Ja, Dorly, ja — ich liebe diese Frida und will es der ganzen Welt bekennen, daß ich sie lieb habe. Ich bin niemals thöricht gewesen, diese herzliche Liebe zu verlängnen — ich habe es bewiesen, daß ich sie liebend verehere, wie ein zartsinziges edles weibliches Wesen geliebt und verehrt werden muß. Ich habe sie stets vor Schaden behütet und bewahrt, habe über ihr Leben gewacht, habe kein Opfer gescheut, um sie glücklich und froh zu machen — aber es ist mir nie in den Sinn gekommen Wünsche zu hegen, die meine Seelenruhe hätten beeinträchtigen können.“

"Warum hast Du aber nicht geheirathet, Günther?" fragte seine Mutter etwas pikirt und eigensinnig.

Günther sah zerstreut vor sich hin.

"Warum ich nicht geheirathet habe?" wiederholte er in verwundertem Tone. „Warum — warum? Ich weiß es selbst nicht! Vielleicht weil mein häusliches Leben mich vollkommen befriedigte.“

"O nein, weil Dein ganzes Sinnen und Denken, Dein ganzes Trachten nur auf Frida — auf Fridas Wohlfahrt gerichtet war," behauptete die alte Dame.

Günther lächelte und blickte Dorly an, die in peinlicher Spannung, mit zuckendem Herzen dieser Unterredung lauschte. Jeder, der nur irgend wie des Menschen Inneres beobachtet hatte, mußte den schweren Kampf gewahren, der in ihrem Busen wüthete. So kühl die Liebeserklärung Günthers auch geklungen hatte, für ein Mädchenherz, das den Alleinbesitz beanspruchte, lag dennoch viel Verlegendes darin. Dem

Scharfblicke der Liebe entging dies nicht und der junge Mann wurde von unbezwinglichen Wünschen erfaßt, heilenden Balsam in diese Verletzungen zu träufeln.

"Möglich, daß Du Recht hast, Mütterle!" antwortete er scherzend, änderte aber sogleich seinen Ton, indem er fortfuhr: „Vielleicht schlummerte aber auch ein anderes lieberes Bild in mir — vielleicht behütete eine höhere Hand meine Sinne, daß sie mich nicht irre führten, weil Gottes Vorsehung eine Blume für mich bereit hielt, die eine seligere Liebe als die zu Frida in meinem Herzen entzünden sollte — wer weiß es und wer kann es sagen, was uns regiert, damit wir jenes thun und dieses unterlassen. Vielleicht ist diese Stunde nicht fern, wo ich heiligere Rechte anerkenne als die Rechte der Freundschaft, wo ich heiligere Pflichten übernehme als die Pflichten einer brüderlich zärtlichen Neigung —.“

Er hielt inne und ließ sein Auge leidenschaftlich über Dorlys anmuthige Gestalt schweifen. O sie fühlte den Blick, aber er beschwichtigte ihren Kampf nicht. Dies „vielleicht“ enthielt für sie einen bitteren Zweifel. Während sie seit fünf Jahren sein Bild treu im Herzen trug, während sie seit ihrer Kindheit, seit dem ersten Tage, wo sie ihn gesehen, fast überzeugt gewesen war niemals einen andern Mann lieb gewinnen zu können, während dieser langen Zeit beschäftigte ihn nur die Gräfin Rhodan und ihr Bild hatte keine Macht über sein Herz gehabt. Konnte diesem starken glühenden Mädchenherzen solche Erklärung genügen? Als sie nicht ausschauete, als der klare Spiegel ihres Auges dicht verhüllt von den Lidern blieb und ihr Gesicht unbeweglich wie Marmor erschien, da erfaßte endlich Günther die Tiefe ihrer Schmerzen und die Tiefe ihrer Liebe für ihn. Selbst ein starker Mann würde von dieser Erkenntniß erschüttert worden sein und Günther gehörte keineswegs zu den Männern, die bei der Schwäche des Menschenherzens zu lächeln vermögen. Noch hielt er sie leicht umschlungen im Arm. Er zog sie fester an sich, er führte ihre Hand an seine Lippen. Er fragte hastig mit eigenthümlichem Tone, der seine aufgeregte Stimmung gar nicht in Zweifel ließ:

"Dorly, willst Du Nachmittag mit mir zur Gräfin hinauffahren?"

"Ja — ja!" antwortete das Mädchen leidenschaftlich, indem sie sich ihm entwand und beide Hände fest gegen die bedrängte Brust preßte. Jetzt hob sie ihre Augen zu seinen Augen empor — aber sie wußte es

nicht, daß große Thränen daraus hervordrangen und über ihre Wangen hinabrollten.

Günther faßte ihren Kopf mit beiden Händen und sah sie unverwandt an.

„Arme, arme Kleine —“ flüsterte er weich und leise. „Der Schmerz hätte Dir erspart werden können — aber nein — es ist gut, recht gut so — ich hätte wohl niemals eine Gelegenheit gehabt Dein Inneres so kennen zu lernen, wie in diesem himmlisch schönen Augenblicke.“ — Madame Hallström unterbrach seine leise Rede. Sie sah wie die Sachen standen und um nicht wieder in ihren schönen Träumen gestört zu werden, trat sie mit raschem Entschlusse heran, legte ihre Hände, die vor innerer Freude leicht zitterten, auf die beiden, nahe zu einander geneigten Häupter und segnete mit lauter fröhlicher Stimme die geliebten Kinder.

Dorly fuhr erschreckt zurück und wollte fort — Günther jedoch hielt sie lachend fest.

„Zu früh, Mama, zu früh!“ sprach er. „Das kann geschehen, wenn wir vom Schlosse zurückkommen — wenn Dorly sich überzeugt hat, daß eine Neigung, wie sie mich und Frida verbindet, mit der heißen Zärtlichkeit nichts gemein hat, die nach dem Rechte des Besitzes strebt, die sich für alle Ewigkeit verkettet, die Alles ausschließt, was nicht vom Herzen des geliebten Weibes geheiligt wird.“

Dorly neigte, bezwungen von dieser Erklärung, ihre Stirn gegen Günthers Brust.

„Oder,“ fuhr er fort, „könntest Du schon jetzt glauben und vertrauen, Dorly?“

Sie richtete rasch ihr Gesicht zu ihm auf und bot ihm schweigend zwar, aber mit glückverheißendem Lächeln die Lippen zum Verlobungskuß.

Schluss.

Es bleibt wenig zu erörtern, was Bezug auf die fernere Charakterentwicklung der Personen hat, welche an unserm Geiste vorüber gezogen sind.

Daß Herr Emil von Wettstein seines persönlichen Interesse wegen im Schlosse blieb, während seine Eltern durch die diplomatischen Experimente desselben vertrieben worden waren, ist leicht einzusehen. Es gelang seiner schmiegsamen Natur sich der Gräfin so weit nützlich zu machen, daß sie ihn gern um sich duldete. Mit den Kindern der Gräfin war er bald vertraut und durch diese führte er sich zuletzt auch in das Sterbezimmer ein. Der Comthur lebte noch volle acht Tage im seligen Halbschlummer. Die Sprache war

ihm geraubt, aber sein Auge behielt bis zum letzten Moment Ausdruck genug, um seine Befriedigung vollständig zu verrathen.

Als er gestorben war, trat Doctor Hallström als Curator der gräflich Rhodauschen Kinder in seine Functionen und das Testament wurde buchstäblich zur Richtschnur seines Handelns gemacht. Fünf Theile des Allodialvermögens gingen in den Besitz des Grafen Adrian von Rhodau über — drei Theile fielen an Wettstein, der es erleben mußte, daß sein Sohn ohne Verzug mit seinem Antheile nach Paris zurückeilte, um dort auf eigene Hand nach den Principien zu leben, die er mit der Muttermilch eingefogen hatte. Das Geschlecht Wettstein ist untergegangen im Schlamme des Verderbens, das im eigenen Verschulden begründet liegt. Die Rhodaus glänzen in der soliden Pracht der Intelligenz noch immer auf der Bahn der preussischen Verwaltung und werden hoffentlich nicht aussterben.

Doctor Hallström aber wurde der glücklichste Vater, der beneidenswertheste Vater und der heiterste Großpapa, als diese Zeit für ihn herangerückt war. Seine Dorly war und blieb sein höchstes Gut und sie glaubte es ihm und vertraute ihm in allen Lebensfällen. Solchen Menschen thun die kleinen Erdenplagen nicht viel, also können wir ihr Erdenleben ein glückliches nennen.

L i a n e.

Novelle.

1.

Es war feierlich still in dem großen vornehmen Hause. Zwar gingen Diensteute geschäftig umher, aber die Teppiche auf den Corridoren dämpften den Schall und die Thüren wurden vorsichtig geschlossen. Auch hatte man Sorge getragen, den breiten Weg vom Thore des Parkes an zu bestreuen, um das Rollen der Wagen zu vermindern, welche von der nahen Stadt kamen und vor dem Portal des Landhauses hielten. Zu einem Leichenbegängniß kamen sie nicht — das las man auf den lachenden Gesichtern der Herren, welche ausstiegen, auch nicht zu einem Krankenbesuche, obwohl Jeder fragte: Wie befindet sich Madame? sondern um Glückwünsche zu bringen. Es war in diesem Hause das erste Kind geboren, freudig erwartet von den Angehörigen und mit Theilnahme von den Freunden des Hauses begrüßt.

„Glück auf zu dem jungen Erben, lieber Schleiden!“ sagte der Consul Primavesi, welcher zuletzt in das Zimmer des Herrn vom Hause eintrat, wo er schon mehrere Repräsentanten der hohen Finanz versammelt fand. Schleiden ging ihm entgegen und dankte ihm. Eine Weile drehte sich die Unterhaltung um das Ereigniß, welches die Besuchenden hergeführt hatte, während sie sich nach der Fahrt an dem kühlen Frühlingsmorgen mit einigen Gläsern Portwein erwärmten und in dem anstoßenden Glashause die schönen Blattpflanzen besahen, welche eben Mode waren; dann, da es kurz vor Beginn der Börsenstunde war, kehrte das Gespräch zu den Geschäften zurück.

Die Uhr schlug halb zwei und die Herren verabschiedeten sich mit einem verbindlichen Worte für die junge Mutter. Nur der Hausherr blieb zurück. Die Hand an die Stirn gelegt, schritt er langsam auf dem Teppiche auf und ab; der Zug von Heiterkeit, welchen er seinen Gästen gegenüber gezeigt hatte, war verschwunden. Er war ein Mann schon über die Mitte der Jahre hinaus; in seiner Haltung lag etwas Freies und Gebieterisches, das eigenthümlich abstach von dem Ausdrucke des Sammers in seinen Zügen sobald er allein war.

Von Zeit zu Zeit blieb er vor dem lebensgroßen Bilde eines Mädchens stehen, das mit dem unschuldigen Blicke seiner lichtbraunen Augen und der reichen Pracht dunkelblonder Flechten kaum dem Kindesalter entwachsen zu sein schien. Man würde sie für seine Tochter gehalten haben und die Dame, welche jetzt bei ihm eintrat, für seine Gattin, so vollständig erschien die Harmonie der Jahre und der etwas stolzen Haltung Beider, wenn die Begrüßung es nicht widerlegt hätte.

„Wie geht es, Mama?“ fragte Ulrich Schleiden. „Ich wartete nur auf Deine Ankunft um hineinfahren zu können. Du bist einmal unentbehrlich hier.“

„Wir werden die beiden Häuser noch verbinden müssen,“ sagte sie lächelnd, „wie es mein Mann bereits thun wollte als Du unserm Hause entflohest, um hier Deinen eigenen Hausstand zu gründen, den ich nun doch überwachen und leiten muß. Was macht das Kind?“

„Was machen die beiden Kinder, mußt Du jetzt eigentlich fragen, Leonore,“ sagte Schleiden ebenfalls lächelnd, aber ein schärferes Auge würde einen Zug von Bitterkeit bemerkt haben, der über seine Lippen flog. Diane ist wohl, aber ich wünsche, daß sie nicht sich selbst überlassen bleibt. Du weißt, sie hat ihre

wunderlichen Launen, die man schonen muß, denen man aber nicht nachgeben darf. Sie ist so zart, daß sie nicht genug behütet werden kann und nur unter Deiner Obhut halte ich sie für so sicher als unter der meinen. Willst Du ihr diese Brillantohrringe geben, die ich gestern mitbrachte?“ sagte er, indem er ein Etui von seinem Schreibtische nahm und ihr gab. „Ich glaube, Diane braucht auch einen Sommerüberwurf, wenn sie wieder das Bett verlassen kann; besorge ihn, Mama. Vielleicht macht es ihr auch Freude ihr kleines Boudoir neu eingerichtet zu sehen; erfülle ihr jeden Wunsch dieser Art, ohne mich zu fragen, liebe Schwägerin.“

Madame Schleiden nickte zustimmend und sah hocheifrent aus, während sie in dem reich decorirten Zimmer umherging und diese und jene Kleinigkeit ordnete, welche nur das Auge einer Frau sieht.

„Du verwöhnt sie, Ulrich,“ sagte sie, indem sie mit einem Pfauenwedel von den breiten Goldrahmen der Oelgemälde, welche über der Boisserie von Eichenholz die Wände schmückten oder von den Bronzestatuen in den Nischen einige Staubfäserchen beiseitigte.

„Als ob sie noch zu verwöhnen wäre, nachdem Du sie erzogen hast!“ sagte Schleiden lächelnd. „Das ist der Vorwurf, den wir uns Beide stets von Neuem machen.“

„Und dem wir doch immer wieder Nahrung geben, weil es uns Kummer macht, daß eine junge Frau von neunzehn Jahren, die Alles besitzt, was man sich wünschen kann, trübe ist und leidend erscheint.“

Ulrich Schleiden sah bei diesen Worten plötzlich auf als überraschten sie ihn aus dem Munde seiner Schwägerin.

„Eine junge Frau von neunzehn Jahren,“ wiederholte er leise, „die vor einem Jahre noch ihrem Uebermuthe kaum Zügel anzulegen vermochte. Warum?... Was hilft es, dem Schicksale Fragen vorzulegen, die man an sich selbst hätte richten sollen! Du hast Recht, Diane muß auf jeden Fall diesem Zustande unklarer Träumerei entrissen werden. Ich will sie zu zerstreuen suchen und kein Mittel unversucht lassen. Nur die Beschwerden des Haushaltes, den sie noch nicht zu führen versteht, erleichterst Du ihr, nicht wahr, Mama?“

„Gewiß,“ sagte diese. „Ich hoffe, die Freude an dem Kinde wird einen entschiedenen Einfluß auf sie haben.“

„Ja, doch möchte ich nicht,“ sagte Schleiden ein

wenig zögernd, „daß sich ihr Sinnen zu ausschließlich auf den Kleinen richtete. So lange es sich nur um sein körperliches Wohl handelt, mangelt es ihr an Erfahrung und die spätere Erziehung dürfte meine Sache sein.“

Ihr Gespräch wurde durch den Eintritt des Arztes unterbrochen. Er war ein Mann im Alter Ulrich Schleidens; sein graues Haar aber stach eigenthümlich von den stechenden schwarzen Augen ab; die unbefangene Art seiner Begrüßung ließ in ihm den Hausfreund erkennen.

„Unsere kleine Frau will noch immer nicht wieder zu Kräften kommen, obwohl es an der Zeit wäre,“ sagte er. „Es fehlt ihr eigentlich nichts und doch ist sie matt und welk wie eine Blume, der es an Regen gefehlt hat. Sie giebt sich keine Mühe gesund zu werden!“ setzte er ärgerlich hinzu.

„Wie seltsam Doctor,“ sagte Madame Schleiden und ließ sich mit ihm in ein Gespräch über die Details ein, während Schleiden, der am Fenster stand, nichts erwiderte und den düstern Blick über den grauen Wasserspiegel des Flusses gleiten ließ, an welchen der Garten vor dem Hause grenzte. Es war ein Apriltag und nach warmen Frühlingstagen fielen wieder große Schneeflocken auf die knospenden Bäume und den bunten Kranz der Crocus und Schneeglöckchen auf den Beeten.

„Silber im Haar und Frühling im Herzen will nimmer stimmen,“ sagte er in leisem Selbstgespräch; aber als fürchte er, es habe ihn Jemand gehört, drehte er sich schnell um und begann ein Gespräch mit dem Arzte, Doctor Härtel, dessen Augen wirklich forschend auf ihm geruht hatten. Dann schellte er und befahl den Wagen. Madame Schleiden stieg die beiden Treppen hinauf zu der obern Etage. Hier lag, neben einem Saale, der die ganze Tiefe des Hauses einnahm, das besprochene Boudoir der jungen Frau, daran schlossen sich unbewohnte Zimmer für Gäste und zuletzt das, in welches die sorgsame Mutter nun leise eintrat. Das Gemach lag in halber Dämmerung und der weiche Teppich hemmte den Schall der Tritte. Hinter doppelten Vorhängen von grüner Seide, welche dem leisesten Lufthauch wehrten, sah aus dichten Hüllen von Spitzen und Stickereien das lieblichste bleiche Gesicht hervor und ein Paar rehbraune Augen, die bald matt, bald ungeduldig umherblickten und keinen andern Gegenstand fanden als immer wieder dieselben Falten der Gardinen. Nur den Kopf hatte die junge Frau von

dem Häubchen befreit und die goldigen Zöpfe hingen herab.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

(Mädchen am Brunnen.) Fr. Gerstäcker, der bekanntlich den Herzog von Gotha auf dem Auszuge nach Afrika begleitete, schildert in der R. Ztg. Muncullo, wo die Frau Herzogin eine Zeit lang sich aufhielt. Früh an einem Morgen machte er von dem Hause, wo man wohnte, einen Gang nach einem benachbarten Gehöfte und er schreibt nun:

In der Nähe herrscht reges Leben, denn dort liegen, dicht bei einander, zwei Brunnen, um welche sich die Frauen und Mädchen des ganzen Dorfes versammelt haben, ihre Schläuche zu füllen. In diesen tragen sie das Wasser nicht allein in ihr Dorf, nein, selbst bis in die, doch wenigstens fünf Viertelstunden entfernte Stadt Massana und zwar in einem Schlauche, der zum Mindesten seine 35–40 Pfund wiegt, lassen sich nach der Insel Massana übersetzen, schaffen den Schlauch auch noch in das Haus der verschiedenen Käufer und bekommen für den Inhalt einen Pfaster, also etwa 1½ Sgr. bezahlt.

Ein Mädchen kann den Weg höchstens zwei Mal im Tage machen — einmal natürlich in der brennenden Sonnenhitze und verdient mit dieser schweren Arbeit zwei kleine Münzstücke.

Und was für reizende Gestalten sieht man an den Brunnen — meist junge Mädchen von elf bis vierzehn Jahren, aber schon alle vollkommen ausgebildet, bis zum Gürtel nackt, mit einem dünnen Lententuch, das kaum bis zum Knie hinunter fällt. Den großen Schlauch haben sie dabei, um ihn aufrecht zu halten, mit einem dünnen Riemen um ihr rechtes Bein, dicht über dem braunen Knie festgebunden und schöpfen mit einem anderen, zusammengeschlagenen Fell das Wasser an einem gedrehten Hautseil aus dem etwa zwanzig Fuß tiefen Brunnen.

Nicht ohne Schmuck stehen sie aber bei ihrer schweren Arbeit. Die dunklen Haare sind in unzählige feine Zöpfe geflochten und hier und da mit Ringen und Glasperlen verziert, um Arme und Knöchel tragen sie Bänder und Reifen, in den Ohren ebenfalls und selbst der rechte Nasenflügel ist durchbohrt, in dem die Mädchen einen Knopf, die Frauen aber einen Ring tragen.

Ebenso haben sie besondere Auszeichnungen oder Andeutungen ihres Alters, gerade in der Art, wie ihnen ein kleiner Theil des Haares, dicht über den Ohren, abgeschoren wird, und unsern von dem Brunnen kann man ein Paar Männer sitzen sehen, die mit dem Urbild eines einfachen Rasirmessers — ein junges Ding von acht oder neun Jahren vor ihnen auf der Erde knieend — die schwierige Operation vornehmen und die abrasirten Haare wegblasen.

Ununterbrochen aber gehen die Schläuche in den Brunnen und prächtig sieht es aus, wie die schlanken, oft reizenden Gestalten, halb über den Rand gebeugt, sie rasch emporziehen, mit ihrer natürlichen Grazie in allen Bewegungen, ausschütten und die geleerten wieder dabei lachend und plaudernd in die Tiefe werfen. Keine bleibt dabei auch nur zwei Minuten müßig; die Arbeit, während der kleine Mund eben so wenig still steht, geht ununterbrochen ihren Gang und kaum ist der Schlauch bis zum Rande gefüllt, so wird er mit einem Riemen fest unterbunden, die junge Wasserträgerin schlägt jetzt das bei der Arbeit abgeworfene Tuch um Schultern und Brust, hebt sich den schweren Schlauch nun auf die rechte oder linke Hüfte, ihn mit einem Arm haltend und schreitet still und schweigend mit der Last ihre mühselige Bahn entlang.

(Dickens, besonders als Vorleser.) Moritz Hartmann schreibt in der A. Ztg., in seinen vortrefflichen Berichten über die Weltausstellung zu London, den berühmten Schriftsteller in folgender Weise:

Zu dem Ruhme, den sich Dickens als Verfasser von den Vidwidern, Nicholas Nickleby, David Copperfield &c. &c. in der ganzen civilisirten Welt erworben, hat er sich zu seinem Privatvergnügen noch eine local-englische Berühmtheit als Schauspieler angeschafft, die, wie es scheint, ihn persönlich mehr freut als das Bewußtsein, in alle Sprachen übersezt und unter allen Breitengraden beliebt zu sein. Er ist schon oft als Schauspieler zu wohlthätigen Zwecken, besonders zum Besten des Schriftsteller-Unterstützungsfonds, aufgetreten und immer mit dem größten Erfolge. Bei uns sagt man, daß der Mensch, der ein unsätes Wanderleben angefangen, es nicht mehr lassen könne, sobald er einen Nagel aus seinem Schuh verloren, oder da ich dasselbe schon einmal in Versen gesagt:

Ich hörte oder las in einem Buche,
Daß, wer einmal das Wandern sich erkoren,
Wenn er vom Schuh ein Näglein nur verloren,
Es ewig dann und ohne Ruhe suche.

Es scheint sich ähnlich mit demjenigen zu verhalten, der einmal zu Schauspielern angefangen. Er kann es kaum mehr lassen und der Erfolg, den er so erringt, scheint der versüßteste von allen Erfolgen. So auch bei Dickens, der übrigens zu diesem Berufe eben so sehr geboren ist wie zur Dichtung. Da er aber denn doch nicht so eigentlich ein stehender Schauspieler werden kann oder mag, hat er sich seine Readings, öffentliche dramatische Vorlesungen, erfunden, die ihm vielleicht ein Surrogat des „Gaukelns“ sind.

Sagen wir es nur gleich, daß auch seine äußere Erscheinung, sein Auftreten seinen Beruf zu derartigem öffentlichem Leben bekunden. Wie viele Leser mögen sich den Dichter der komischen und rührenden Romane als einen bald mild, bald laut lächelnden, dann wieder innig tief blickenden Mann denken, auch als einen etwas abgerundeten Mann, da nach der Theorie zum Humoristen etwas Fett gehört, der, an seinem Schreibtiſche sitzend, mit einem Auge lächelt, mit dem anderen weint. Wie arg wären diese Leser bei Dickens Anblick ge-

täuscht! Er sieht gerade so aus wie man sich den Verfasser von David Copperfield nicht vorstellt, unmöglich vorstellen kann! Man glaubt im ersten Momente, ihn schon hundert Mal gesehen zu haben und zwar an den gewöhnlichsten Orten, in der allgewöhnlichsten Gesellschaft, bis man sich bei näherer Betrachtung überzeugt, daß Ausdruck und Lebhaftigkeit des Auges, überhaupt die Physiognomie denn doch nicht so gewöhnlich sind. Nach den Leistungen Dickens wird es keinem Menschen einfallen, ihn ein verlorenes Genie zu nennen, da er mit seinem Pfünde so erfolgreich gewuchert wie wenige Zeitgenossen: wer ihn aber nicht kennt und ihn an sich vorübergehen oder z. B. auf der Reise in sein Coupé einsteigen sähe, würde ohne Zweifel in seinen Gedanken diese Bezeichnung auf ihn anwenden. Sein Gesicht ist ziemlich zerarbeitet; die Haare, die er noch hat, kümmern sich wenig um die Regel der Mode, ein großer Theil ist der Vergangenheit anheimgefallen, und bedeutende Stellen des Hauptes bedürfen bereits des Lorbers zur Bedeckung. Kinn- und Schnurbart sind der Art, wie sie hausbadene Familienväter um keinen Preis tragen würden und die ganze Erscheinung sammt dem Gesichte ist jünger als ihre Jahre; aber man erkennt dieses und den Widerspruch zwischen Sein und Schein auf den ersten Blick, so daß sie zugleich täuscht und nicht täuscht, wie das so oft vorkommt.

Und wie das ganze Wesen ist die Kleidung. Im ersten Momente glaubt man, einen eleganten Mann vor sich zu haben und im zweiten sieht man, daß er gerade das Gegentheil ist. Es ist nicht die Kleidung eines Gelehrten oder Stubensitzers und es ist auch nicht die Kleidung eines Weltmannes, es ist die Kleidung eines Mannes, der sich aufgeputzt hat und der etwas schreiende Blumenstrauß im Knopfloche fügt zu allem dem noch etwas von einem ländlichen Elegant. Wäre er nicht Dickens, Dickens würde eine drastische Gestalt aus ihm machen, eine charakteristische Figur, die sich dem Leser einprägen würde.

Dickens liest in St. James Hall, einem der schönsten Concertsäle Londons. Von der schön verzierten, von gothischen Gurten durchschnittenen Decke hangen unzählige Gaslampen herab, deren Flammen in Kranzform über den Häuptern des Publikums schweben. Das Orchester ist mit großen, braunen Vorhängen geschlossen und von diesem dunkeln Grunde hebt sich der Vorleser um so deutlicher ab, als eine Reihe von Gasflammen, die an einem über ihm befestigten Brette angebracht und dem Publikum unsichtbar sind, und zwei größere, ihm zugekehrte Lampen sammt Reflector ihr ganzes Licht auf ihn fallen lassen. Er steht erhaben auf dem Orchester vor einem Tiſche und liest Stücke seiner eigenen Romane. Die Engländer zahlen gern die vier Schillinge, nur um Dickens zu sehen, aber einmal im Saale, überzeugen sie sich, daß sie andere Genüsse, und zwar sehr billig, bezahlt haben. Ich habe nie so lesen hören und habe doch viele berühmte Vorleser gehört. Er liest eine Erzählung und man sieht und hört ganze Dramen. Der tyrannische Schulmeister, seine einfältige Tochter, der arme, im Elend dumm gewordene Junge, dem es mit

neunzehn Jahren schwer wird, buchstabiren zu lernen, der noble Romanheld, der gute, aber plumpe Landjunker, sie treten rasch nach einander auf, ja, sie sind auf einmal da, eben so wie eine ganze Schule voll der verschiedensten Schulbuben. Wir hören ihre Stimmen, wir sehen ihre Gestalt, ihren Charakter, jede ihrer Bewegungen, jede Geberde. Das ganze Gesicht des Vorlesers wie seine Stimme verändern sich in so kurzer Zeit, als man braucht, um von einem Worte zum andern, selbst schnell lesend, überzugehen. Jetzt sprach die einfältige, verliebte, mit der Zunge anstoßende Schulmeisterstochter und machte uns lachen und schon spricht in edler Sprache der edle Romanheld, für den wir uns mit Ernst interessieren. So eben machte uns die bloße Stimme Dickens lachen und schon treiben uns die Klagen des armen, verlassen, kranken Kindes die Thränen in die Augen. Er scheint eben so viele verschiedene Organe zu haben, als Personen in seinen Romanen vorkommen und eben so viele Gesichter, als er darin schildert. Wo er nicht mehr als fingirte Person spricht, sondern als Autor erzählt, wird sein Wort malerisch und sieht man im Tone Farbe und Form der Gegenstände und Scenen, die er schildert. Es ist unmöglich, sich diesen Reichtum an Modulationen und diese Beweglichkeit des Gesichtes vorzustellen und zwar sind beide gleich groß, ob er nun komische, sentimentale oder pathetische, oder aus allen drei Elementen gemischte Scenen vortrage. Die Täuschung, welche er hervorbringt, ist um so größer, als er das Buch, das er in der Linken hält, kaum ansetzt und die Scene, die er vergegenwärtigt, so eben erst zu schaffen scheint. Bei den meisten berühmten Vorlesern ist die Täuschung größer, wenn man ihnen mit geschlossenen Augen zuhört; Dickens hat es so weit gebracht, daß der Anblick seines Geberden- und Mienenspiels nicht nur die Täuschung nicht stört, sondern sie vollendet.

(Der Cocodes.) Cocodes ist der neueste Pariser Name für die, welche wir Stutzer nennen. Ein Fremder sieht wohl zwei oder drei junge Männer bei einander in grauen weiten Beinkleidern, hellfarbiger Weste, Rock mit sehr weiten Ärmeln und Pailletot in der Farbe der Weste, mit langem nachlässig umgeknüpften Cravattentuche, auf dessen paille Grund rosa oder blaue Punkte glänzen und des durch eine Kadel mit silbernem Knopf oder einen Ring von englischem Gold in der Form eines geschnallten Riemens gehalten wird, und mit niedrigem geradem, steifem Hemdkragen, der schneeweiß um den Hals geht und dessen Eden vorn nur leicht und eigenthümlich eingebrochen sind. Richten sich die Augen des Fremden auf die drei, so ruft ihm wohl ein anderer zu „es sind Cocodes!“ Cocodes? Kein Wörterbuch giebt Auskunft über die Bedeutung. Wir wußten nur, daß in manchen französischen Provinzialstädten Cocodes diejenigen heißen, welche müßig und neugierig durch die Straßen schlendern. Ob das dort mit coco oder cocotte zusammenhängt, ist uns unbekannt. Man weiß ja selten oder nie, wie die Mode ihre Namen schafft. Die letzte, aber auch bereits wieder veraltende Bezeichnung der modisch

gekleideten Herrn war Gandin und Niemand kann Auskunft geben über die Herkunft dieses Wortes. Man begnügt sich mit der Erklärung, Gandin bezeichne zunächst Einen, der auf den Boulevard de Gand sich zeigt.

Mustern wir einmal die Namen: Der Lion war ursprünglich der Mann, mit welchem sich aus irgend einem Grunde Jedermann eine Zeit lang beschäftigte; ein Diplomat, ein Soldat, ein Redner, ein Dichter, auch wohl ein Elegant. Zuletzt nahmen die Elegants ihn für sich allein in Beschlag.

Der Dandy war ein Herr, der mit der ihm zur zweiten Natur gewordenen englischen kalten Ruhe sich kleidete, spielte, aß, liebte und sich duellirte. Streifheit und Bestimmtheit galten ihm als Gesetz.

Der Gandin bezeichnet die Erhebung der Demokratie in die „gesellschaftlichen Kreise.“ Gandin konnte jeder sein, wenn er sich nach einer gewissen Art kleidete.

Die Cocodes wiederum sind aristokratische Gandins. Der Anzug und der besonders geknüchte Hemdkragen macht es bei ihnen nicht allein aus, sie müssen auch sechs- und bis dreißigtausend Francs des Jahres zu verzehren haben, während man Gandin ohne alles Geld sein kann.

Auf der ganzen Linie der Boulevards in Paris gab es vielleicht zehntausend Gandins; die Cocodes halten sich an den besonders modischen Punkten derselben und man wird nicht über zwei Tausend zählen können. Diejenigen, welche nicht aus adeligen Familien stammen, gehören der Finanzwelt an. Der Cocodes kann nicht unter sechszehn und nicht über zweiunddreißig Jahre alt sein. Der Aermste hat etwa 6000 Frs. Rente; im Durchschnitte kann man ihr Einkommen auf 15,000 Frs. rechnen. Was ihre wissenschaftliche Befähigung betrifft, so können sie reiten, im Nothfalle einen Cotillon vortanzen und Schlittschuh fahren. Wenn der Cocodes es irgend möglich machen kann, hält er sich ein Pferd; er steht frühestens um zwölf Uhr Mittags auf; der Diener bringt ihm das Frühstück; dann macht er Toilette und richtet eine besondere Aufmerksamkeit auf die Foulard-Cravatte. Um zwei Uhr geht oder reitet er spazieren, um sechs Uhr etwa speiset er im Club oder bei einem Restaurant. Abends ist er natürlich am beschäftigtsten: er spielt entweder quinze (das neueste Hazard) oder geht in eines der kleinen Theater, in denen er laut spricht, auf das Stüld nicht hört und, um sein Urtheil zu begründen, die Vorgnette braucht, ob die Schauspielerinnen hübsch sind. Dann soupirt er u. s. w. Eine politische Meinung hat der Cocodes nicht, es müßte denn eine in seinem Familienkreise erbliche sein. Was aus ihm wird? Was wird aus solchen jungen Herren? Sie machen eine Erbschaft oder eine gute Heirath, und sie sind geborgen. Die Aermsten treten in den Staatsdienst, müssen sich aber mit Subalternämtern begnügen, weil sie gewöhnlich nichts gelernt haben; Einige fallen ihrer Familie zur Last, Andere gehen nach Amerika, keiner macht seinem Leben selbst ein Ende.